

BASISARTIKEL

Gott Feiern in „unselbstverständlichen Zeiten“

Ein Versuch zum Selbstverständnis der christlichen Glaubenskompetenz in der Gegenwart

PD Dr. Thomas P. Föjssel

Unselbstverständliche Zeiten: Die postmoderne Gegenwart als Herausforderung für den Gläubigen aus der Moderne

Die Christin und der Christ erfahren sich in ihrer konkreten Gegenwart vor große Herausforderungen gestellt. Dieses Los teilen sie mit dem modernen Menschen generell, der sich in echter Schicksalsgemeinschaft zu den Christen von heute mit einer ebenso überraschenden wie provozierenden Tatsache konfrontiert sieht: Die Moderne ist vorbei. Und ihr Ende ist so unerwartet und plötzlich gekommen, dass dieses Ende von vielen Zeitgenossen noch gar nicht richtig wahrgenommen, geschweige denn intellektuell, existentiell und emotional verarbeitet worden ist.

Was ist passiert? Passiert ist eine vom „modernen Menschen“ nicht geplante und gesteuerte, aber doch von ihm selbst mitheraufgeführte umfassende und vollständige Verwandlung aller seiner Lebenswelten. Die Moderne ist zur Vergangenheit geworden, ins Heute gekommen ist die Postmoderne.

Kennzeichen dieser radikalen Umwandlung der gesamten Lebenswirklichkeit ist der rasante Plausibilitäts- und Bedeutungsverlust sämtlicher menschlicher Identitätskonstruktionen, die zuvor noch als Zukunftsversprechen wirklichkeitsbestimmend waren: „Gott“ und/ oder die menschliche Rationalität, Kirche und/ oder Nation, Konfessionalität oder Christentum, Kapitalismus oder Kommunismus, BRD oder DDR, objektive oder subjektive Wahrheit, Religiosität oder Profanität, Heil oder Unheil, Innen oder Außen, Eigenheit oder Fremdheit. Diese

geradezu revolutionäre Entwicklung zur Postmoderne ist theologisch bemerkenswert. Auffällig ist nämlich, dass weder ein einzelner Revolutionär (ein singulärer Mensch, eine Idee, eine Erfindung etc.) für den umfassenden Paradigmenwechsel des Wirklichkeitsverständnisses verantwortlich gemacht werden kann, noch dass innerhalb von ihm Gewinner oder Verlierer eindeutig benannt werden könnten. Denn die Postmoderne trifft mit einer geradezu trinitarischen, darin anonymen Wucht ausnahmslos *alle* modernen, menschlichen Identitätssysteme¹, indem sie deren binäre Herrschafts- und Exklusionsmechanismen als unterkomplex entlarvt, sistiert und schließlich so außer Kraft setzt. Dies geschieht unabhängig davon, ob diese Identitätskonstruktionen von christlich-religiöser, profan-säkularer, idealistisch-philosophischer oder naturwissenschaftlich-technischer Art sind. Vielmehr sind alle gesellschaftlichen und kulturellen Institutionen, Systeme und Autoritäten betroffen, sei es der Staat, ein gesellschaftlich akzeptierter Werte- und Bildungskanon oder die Kirche. Darin hat die Postmoderne einen „revolutionären Charakter“, ohne sich selbst machtvoll als revolutionär zu gebärden, weil sie auch den Geltungsanspruch *sämtlicher* zuvor menschheitsgeschichtlich wirkmächtiger Grenzziehungen prinzipiell in Frage stellt; wiederum unabhängig davon, wie diese Demarkationen auch ideologisch, ethnisch, kulturell, religiös, kirchlich-konfessionell, genderspezifisch oder gesellschaftlich begründet bzw. regelmäßig pseudobegründet, menschenverachtend und falsch waren.

Aufgrund dieser allumfassenden, ohnmächtig-mächtigen, anonym-subver-

siven Kraft stellt die Postmoderne für jeden „modernen Menschen“ eine enorme intellektuelle und emotionale Herausforderung dar und keineswegs nur für die Christen oder das kirchlich verfasste Christentum. Denn sie hat *allen* gesellschaftlichen, religiösen und kulturellen Systemen, inklusive dem sozialen „System Mensch“, die trügerische Sicherheit eines objektiven, kollektiv vermittelten Ordnungsschemas genommen. Darüber hinaus hat sie auch den „Fortschrittsglauben der Moderne“ (auf der Grundlage einer profanen-säkularisierten Rationalität) als Hybris enttarnt.

Bedeutet die Postmoderne *negativ* die Infragestellung sämtlicher institutionalisierter Autoritäten (Kirche, Staat, Einheitskultur etc.), so zeichnet sie sich *positiv* durch eine Pluralität in und aus verschiedenen Lebenswelten aus. Da diese wiederum unmittelbar mit- und nebeneinander bestehen und interagieren, ist die Lebenswirklichkeit als *ganze* durch eine ungeheure Diversifikation und Komplexität gekennzeichnet, die weder individuell noch institutionell überschaubar und beherrschbar ist. Angesichts dieser Situation, in der sich die Christen gemeinsam mit allen anderen Menschen vorfinden, kann man daher von „unselbstverständlichen Zeiten“² sprechen. In diesen hat auch der christliche Glaube seine Selbstverständlichkeit verloren: sein selbstverständliches Deutungsmonopol für die individuelle Existenzdeutung des Menschen ebenso wie seine – politisch gewollte und volkskirchlich befestigte – kulturprägende Relevanz und umfassende gesellschaftliche Signifikanz.

„Unselbstverständliche Zeiten“ in Kultur und Gesellschaft sind für den christlichen Glauben aber weder ungewohnt noch existenzbedrohend, sondern sein Normalfall. Da die Mehrzahl der heute in West-Deutschland praktizierenden Christen diesen Normalfall so jedoch noch nicht erlebt haben, mag es vielen christlichen Zeitgenossen schwerfallen, in der Postmoderne das zu erkennen, was in heilsgeschichtlicher Perspektive doch zweifellos gegeben ist: den von Gott geschenkten Kairos und Topos (Zeit und Raum) einer immer wieder neuen Gotteserfahrung, ohne die christlicher Glaube von jeher undenkbar ist. Denn die personale Gotteserfahrung und das freie Ja des Menschen zu ihr kann (und konnte auch früher nicht) durch keine andere Größe ersetzt werden, weder durch kirchliche Institution und Autoritäten, noch durch kulturelle Gewohnheit und schon gar nicht durch eine gesellschaftlich normierte Sozialkontrolle. Da es nach christlichem Verständnis Gotteserfahrung in jeglicher Form aber nie in der Vergangenheit oder der Zukunft gibt, sondern immer nur in der konkreten Gegenwart des je individuellen Menschen, muss sich der Christ von heute bei der Suche nach Zeiten und Orten möglicher Gottesbegegnung der postmodernen Herausforderung stellen. Denn er kann ein „Frommer von morgen“ (Rahner) nur werden, weil und wenn er Gott im Heute begegnet. Ein herausragender „ZeitOrt“ für eine solche „Gottesbegegnung im postmodernen Heute“ aber ist gewiss das GottFeiern. Denn tatsächlich kann die „wirksame Wirklichkeit Gott“ nirgends anthropologisch dichter, intensiver, aktueller und präsentischer erlebt und erfahren werden als im Fest und im Feiern überhaupt. Deswegen ist die Feier der Liturgie (vgl. SC 7) auch nicht nur der „ZeitOrt“ der höchsten Form der Gottesbegegnung, sondern darin zugleich auch der „EreignisOrt“ des tiefsten und gelungensten Lebensvollzugs der menschlichen Existenz schlechthin: gestern, heute, immer – vormodern, modern und postmodern. Dieser „ZeitOrt“ als „EreignisOrt“ muss aber in „unselbstverständlichen Zeiten“ dem Menschen von heute neu erschlossen und zugänglich gemacht werden. Dies kann nur geschehen, wenn sich die Christin und der Christ von heute ihrer Glaubenskompetenz als Lebenskompetenz bewusst werden; einer personalen Glaubenskompetenz, die individu-

ell, existentiell und frei angeeignet werden muss, weil sie in der Postmoderne nicht mehr länger mit der institutionalisierten Kollektivgröße Kirche verwechselt und deswegen an sie delegiert werden kann. Ein solcherart neugewonnenes Selbstverständnis des christlichen Glaubens ist aber ein Gewinn, der sich nicht zuletzt der Herausforderung verdankt, die die Postmoderne für jeden modernen Menschen darstellt.

Glaube als gegenwärtig wirksamer Gottesbezug in je jetziger Lebenswirklichkeit: Differenzkompetenz und GottFeiern

Nicht die Postmoderne, sondern die Moderne hat ein Zerrbild des christlichen Glaubens geschaffen, das bis heute die Wahrnehmung des Christentums beeinflusst. Weil es zudem immer noch die Vorstellung nicht weniger Gläubiger prägt, erschwert es die Weitergabe des christlichen Glaubens in die kommenden Generationen massiv. Diesem Zerrbild nach basiert der Glaube auf einem nur formelhaft wiederzugebenden Theoriegebäude aus wahren Sätzen über Gott, das von einem moralischen Sittenkodex flankiert wird, den es peinlich genau zu erfüllen gilt; hinzu tritt die Pflicht zur Erfüllung ritueller Verpflichtungen (Messbesuch/Fastenvorschriften etc.), die zwar in der Gegenwart kaum erfahrbare Relevanz haben, diese aber durchaus nach dem Tod gewinnen in Form einer jenseitigen Belohnung oder Bestrafung.

Dank der postmodernen Dekonstruktionen dieser Karikatur wissen wir heute, dass der Kern des christlichen Glaubens ein anderer ist. Dieser besteht nämlich in der *personalen Kompetenz* eines gegenwartswirksamen, gestalterischen Umgangs mit Leben und Lebenswirklichkeit, den Christen in ihrer Selbstbeschreibung als „Liebe“ bezeichnen. *Glauben* in einem christlich verstandenen Sinne meint demnach das Vermögen, in einer spezifischen (nämlich liebenden) Form mit Differenz und Differenzen umzugehen. Wichtig dabei ist, dass dies nie anders als in einer gestalthaften, tat- und worthaften, leiblich-körperlichen, deswegen aber auch empirisch greifbaren Art und Weise geschieht und deswegen in dieser Performanz gleichermaßen gegenwartsignifikant und -relevant *für mich* und *für*

andere ist. So aber wird christlicher Glaube als liebender Umgang mit Differenz *ereignishaft* etwa in der Differenz zum anderen Menschen, den ich als meinen Nächsten anerkenne, in der Differenz zur nichtpersonalen Umwelt, für die ich Verantwortung trage, die Differenz zu anderen Lebensentwürfen, die ich unterstützen, befördern aber auch kritisieren kann, die Differenz zu mir völlig unbekanntem Menschen, auf deren Kosten ich gleichwohl nicht leben will etc.

Diese Glaubenskompetenz, als das Vermögen eines gestalterisch liebenden Umgangs mit Differenz, resultiert ihrerseits aus einer doppelt-einen, durchaus ambivalenten *personalen* Grunderfahrung: nämlich auf der Erfahrung radikaler Endlichkeit, Bedingtheit und Kontingenz der menschlichen Person einerseits und gleichzeitig *darin* der Erfahrung unbedingter, unendlicher, ewiger Bejahtheit durch Gott als dem liebenden, deswegen aber auch heiligen Geheimnis.³ Auch bei dieser Glaubenserfahrung in der Form der Gotteserfahrung geht es wiederum um eine Differenzkompetenz. Sie besteht darin, die in der Grunderfahrung gemachte „Ich-Du-Welt-Gott“-Erfahrung als vom Menschen her unaufhebbare Differenz zwischen Gott und Mensch *wahrzunehmen und frei anzuerkennen*: nämlich als spannungsgeladene Differenz zwischen Geschöpf und Schöpfer, Bedingtheit und Unbedingtheit, Endlichkeit und Unendlichkeit, Immanenz und Transzendenz, Himmel und Erde, Tod und ewigem Leben, Schuld und Vergebung, Trauer und Freude, Angst und Hoffnung, Lüge und Wahrheit, Ende und Vollendung, Notwendigkeit und Freiheit, Unglaube und Glaube, Alltag und Fest, Unheil und Heil, Sünde und Liebe.

Bezieht man nunmehr beide Differenzlinien (die „vertikale“ Differenzlinie „Gott und Ich als Person“ und die „horizontale“ Differenzlinie „Ich als Person in Mit- und Umwelt“) aufeinander, so treffen sich beide in der glaubenden Person. Diese Person glaubt, *indem* sie ihren gegenwärtig wirksamen Gottesbezug liebend in der je jetzigen Lebenswirklichkeit performativ-gestalthaft zum Ausdruck bringt und gleichzeitig so diese geliebte Lebenswirklichkeit in ihren Gottesbezug einträgt. So aber „erfüllt“ die Gläubige den Willen des Vaters und heiligt seinen Namen, indem sie *den Herrn, ihren Gott, liebt mit ihrem*

ganzen Herzen und ihrer ganzen Seele, mit ihrer ganzen Kraft und ihrem ganzen Denken, und ihren Nächsten wie sich selbst (vgl. Lk 10,27).

Vollzieht man aber den Glauben tatsächlich in der Weise einer gestalterischen Differenzkompetenz, dann leistet dieser Glaubensvollzug selbst einen entscheidenden Beitrag zur Glaubwürdigkeit des Glaubens selbst. Denn sowohl die Gläubige als auch ihre Mit-Welt *erfahren* im gestalthaften, liebenden Umgang mit der Wirklichkeit zugleich die „wirksame Wirklichkeit Gott“ und machen so in der Gegenwart ihrer Lebenswirklichkeit eine präsentische und deswegen unmittelbar evident glaubhafte Gotteserfahrung.

Dieser „postmoderne Versuch“ einer „analysis fidei“ lässt sich nun aber unmittelbar rückkoppeln an eine gegenwartsaffine Sakramententheologie des „GottFeierns“. In einer solchen nämlich würde die Feier der Sakramente (insbesondere Taufe, Firmung und Eucharistie) verstanden werden als performative Ausdrucksform der christlichen Glaubenskompetenz in ihrer doppelt-einen Differenzkompetenz. In einer von diesem Grundgedanken her entwickelten Feier würde damit einerseits „Gottes gegenwartswirksame Wirklichkeit“ in der bleibenden Differenz einer vermittelten Unmittelbarkeit *erlebbar* (vertikale Differenz) und gleichzeitig die in vielerlei Hinsicht opake Welt als luzider „Ereignis-Raum Gottes“ *erkennbar* (horizontale Differenz). Auf der Grundlage offenbarungstheologischer Überlegungen, aber auch vor dem Hintergrund einer „postmodernen Wirklichkeitsinterpretation“ wäre bei dieser Form des „GottFeierns“ dem HEUTE als der eschatopräsentischen „Ereignis-Zeit Gottes“ besondere Aufmerksamkeit zu widmen: nämlich als dem Kairos einer (möglichen) Gottesresonanz und Gottessignifikanz, die sich immer nur im diesseitigen „Jetzt und Hier“ als glaubwürdig und Leben fördernd erweist und nie in der Form eines vertröstenden Verweises auf eine weder kognitiv noch erfahrungsgemäß zugängliche jenseitige Zukunft. Bei einer solchen Form des „GottFeierns“ wäre schließlich darauf zu achten, dass die Glaubenskompetenz tatsächlich als gestalterische *Differenzkompetenz* in „unselbstverständlichen Zeiten“ verstanden würde. Das bedeutet, dass den in der Postmoderne stärker als jemals zu-

vor erfahrenen menschlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Uneindeutigkeiten (Differenz, Pluralität, Komplexität) bis hin zum Gotteszweifel und Gottesfehl Raum und Ausdrucksform gegeben wird. Träger dieser personalen Ausdrucksformen aber wären die Gläubigen selbst kraft ihrer gestalterischen Differenzkompetenz als Taufpriesterinnen und Taufpriester⁴. Auf diese Weise würden sie für sich selbst und alle Feiernenden real wahrnehmbar als unververtretbare Subjekte des GottFeierns in der liturgischen Versammlung.⁵

Offenbarungstheologische Vergewisserung: das GottFeiern Jesus Christi

Der Versuch, den christlichen Glauben als eine gestalterische Differenzkompetenz zu verstehen, die vor allem in der taufprieesterlichen Kompetenz des GottFeierns performativ wirksam wird, hat ihre offenbarungstheologische Grundlage im Lebensintegral Jesu Christi und darüber vermittelt im Glauben an die Inkarnation, die Menschwerdung Gottes.⁶ Dieser Inkarnationsglaube besagt (in aller skizzenhaften Vorläufigkeit dieses kleinen Beitrages), dass Gott sich im Lebensintegral Jesu Christi „als wahrer Gott und wahrer Mensch“ (DH 301) vollständig als er selbst so mitgeteilt hat, dass „die Menschen durch Christus, das fleischgewordene Wort, im Heiligen Geist Zugang zum Vater haben“ (DV 2). Fülle und Mittler dieser Offenbarung aber ist der *menschgewordene* Sohn (vgl. DV 2), so dass das gesamte Lebensintegral Jesu von der Empfängnis bis zur Himmelfahrt Offenbarungsqualität hat. Insofern dieses Lebensintegral ein echt menschliches ist, gehören zu diesem auch sämtliche in Raum und Zeit personal vollzogenen Beziehungen, die Jesus Christus in seinem Leben aktiv und passiv eingegangen ist (wiederum in menschlicher, d.h. geistig und körperlicher Weise als in „Leib und Seele einer“ (GS 14)). In diesen Beziehungen, die das zeitlich gestreckte und räumlich verortete Lebensintegral Jesu Christi bis zur Tötung am Kreuz dynamisch verändern und fortschreiben, vermittelt Jesus seine einzigartige Gottesbeziehung. Er tut dies mit unterschiedlicher Inhaltlichkeit und in unterschiedlichen Formen. Dabei ist die Wahl des Themas und die diesem entsprechende Ausdrucksform stets sehr adressatenbezogen, so dass sie *kairologisch* einen „Sitz in der Lebens-Zeit“ und *topologisch* einen „Sitz

im Lebensraum“ der Angesprochenen haben. Auf diese Weise werden diese jeweils in eine personale Beziehung mit Jesus verwoben, wodurch sie wiederum an seiner personalen Gottesbeziehung Anteil erhalten. So aber ereignet sich Offenbarung als geschichtliches, raum- und zeitliches, gott-menschlich vermitteltes personales Beziehungsgeschehen, indem und in dem die „wirksame Wirklichkeit Gottes“ ereignishaft erfahrbar wird. Von dieser formalen Struktur des inkarnatorischen Offenbarungsgeschehens leitet sich dann aber auch das dargestellte christliche Glaubensverständnis als gestalterische Differenzkompetenz ab und findet so seine theologische Begründung.

Untersucht man das Lebensintegral Jesu Christi auf die Ausdrucksformen hin, in denen die „wirksame Wirklichkeit Gottes“ performativ (d.h. in einer dem inhaltlichen Gehalt entsprechenden Gestalt) ereignishaft wird, dann lassen sich (in formalisierter und systematisierter Betrachtungsweise) drei Grundperformanzen unterscheiden, ohne dass diese mit letzter Trennschärfe voneinander abgegrenzt werden könnten. Diese Grundperformanzen sind *Lehre, Handeln* und *Feiern*:

So

- „ist“ Jesus Christus *der Priester*, indem er in der Performanz des Feierns (Hochzeit zu Kana, Mahlgemeinschaft mit den Sündern, Abendmahl, Begegnung mit den Emmausjüngern) dem konkreten Menschen und somit allen Menschen die *Gottes-Gemeinschaft* schlechthin vermittelt;
- „ist“ Jesus Christus *der König*, indem er in der Performanz des Handelns (z.B. heilend) dem konkreten Menschen und somit allen Menschen die *Gottes-Erfahrung* schlechthin vermittelt;
- „ist“ Jesus Christus *der letzte Prophet*, indem er in der Performanz der Lehre (z.B. Bergpredigt) dem konkreten Menschen und somit allen Menschen die *Gottes-Erkenntnis* schlechthin vermittelt.

Von diesen Grundperformanzen leiten sich nicht nur die drei Grund- bzw. Selbstvollzüge der Kirche (Liturgia, Diakonia, Martyria (Verkündigung))⁷ ab, sondern insbesondere auch die drei mit der

Taufe gegebenen Kernkompetenzen der Gläubigen. Nämlich ihrerseits die „wirksame Wirklichkeit Gott“ taufpriesterlich, taufköniglich und taufprophetisch⁹ in der jeweilig gegenwärtigen Lebenswirklichkeit performativ *erlebbar, erfahrbar und erkennbar* werden zu lassen. Genau das aber geschieht, wenn der Glaube als gestalterische Differenzkompetenz in der Gegenwart der jeweiligen Lebenswirklichkeit vollzogen wird im erlebbaren, erfahrbaren und erkennbaren *liebenden* Umgang mit sich und dem Nächsten/Fernsten in der einen Welt.

Ein systematischer Blick auf die Heilige Schrift zeigt zudem, dass aus der Sicht der Evangelisten der Performanz des „GottFeierns“ für das Verständnis des Lebensintegrals Jesu Christi ein besonderes Gewicht zukommt. So lässt Johannes das öffentliche Auftreten Jesu prominent mit der „Hochzeit zu Kana“ beginnen, zu deren Gelingen Jesus wesentlich beiträgt (vgl. Joh 2,1–12). Auch in der synoptischen Tradition hat die Performanz des Festes (der Feier bzw. des gemeinsamen Essens und Trinkens) bei der Charakterisierung der Verkündigung Jesu eine tragende Rolle: etwa beim Versöhnungsmahl mit Levi (Lk 5,27–32), bei der Speisung der 5000 (vgl. Lk 9,10–17), beim Wiedereingliederungsmahl des Zachäus (vgl. Lk 19,1–10), selbstverständlich beim Abendmahl (vgl. Lk 22,14–23), aber auch beim Wiedererkennungsmahl der Emmausjünger (vgl. Lk 24,13–35) und schließlich bei der Erscheinung Jesu in Jerusalem (vgl. Lk 24,36–49). Daneben ist auffallend, dass das „Fest“ nicht nur in der Performanz des GottFeierns als der konkreten Form der Vermittlung von Gottesgemeinschaft Bedeutung hat, sondern auch in der „Performanz Lehre“. Das gilt zunächst für das „Gleichnis vom verlorenen Sohn“ (vgl. Lk 15,11–32), vor allem aber für das „Gleichnis vom Festmahl“, insofern die Rede vom Festmahl den einzigen konkreten Inhalt darstellt, den Jesus mit Blick auf das Reich Gottes überhaupt „angibt“ (vgl. Lk 14,12–14.15–24).

Selbstverständlich verbietet sich jede spekulative Mutmaßung darüber, warum im Lebensintegral Jesu Christi der Performanz des GottFeierns (bis in die „belehrende“ Bildsprache hinein) dieses entscheidende Gewicht zukommt. Gleichwohl wird in diesem biblischen Rekurs

deutlich, dass das „Fest und Feiern“ dem jesuanischen Selbstverständnis (soweit uns zugänglich) nach geeignete, ja vielleicht sogar die geeignetsten Formen darstellen, die „wirksame Wirklichkeit Gott“ als die die gegenwärtige Lebenswirklichkeit verändernde Dynamis erlebbar, erfahrbar und erkennbar zu machen.

Der anthropologische, durchaus nicht notwendig theologische Grund dafür mag sein, dass sich jedes gelingende (!) Fest, welches immer nur im Präsenz des „Hier und Heute“ und an einem konkreten Ort *mitfeiern* erfahrbar ist, durch Fülle, Friede und Freude auszeichnet. Während der im Fest selbst „vergessenen“ Dauer des Festes wird nämlich die für die endliche Person im Alltag unausweichliche Erfahrung der Ressourcenknappheit (die Begrenzung der Lebenszeit, der materiellen Güter, der individuellen Möglichkeiten, der gesellschaftlichen Konkurrenz etc.) zwar nicht geleugnet, aber doch temporal und lokal so überschrumpft, dass sich im Feiern „Zeit und Ewigkeit“, „Endlichkeit und Fülle“, „Immanenz und Transzendenz“ in empirisch evidenter Weise begegnen. Diese immanente Transzendenz-Erfahrung, die in jedem Fest und keineswegs nur in einer liturgischen Feier vermittelt und gegeben wird, lässt sich dann aber in einem zweiten Reflexionsschritt als eschatopräsentische Gotteserfahrung ausdeuten. In einer immanenten Transzendenz-Erfahrung nämlich wird Gott (so episodisch und vorläufig auch immer) im Präsenz des „Hier und Jetzt“ als „unbedingt“ gut erfahrbar, weil ja nur er allein die Quelle einer Fülle, eines Friedens und einer Freude sein kann, die im Gegensatz zu jeder endlichen Ressource *unversiegb* ist. So aber wird in der Immanenz des Festes nicht trotz, sondern wegen seines sicheren Endes zugleich die berechnete Hoffnung auf eine eschatologisch unbedingte gute Zukunft des Menschen vermittelt als Leben in Fülle (vgl. Joh 10,10). Diese Deutungs- und Gestaltungskompetenz, die immer und überall „wirksame Wirklichkeit Gott“ in der Performanz der GottFeiern in Raum und Zeit gegenwarts-signifikant und -relevant zu machen, ist eine ganz und gar priesterliche. Weil der christliche Glaube aber in jeder Gegenwart konstitutiv auf diese vom Priester Jesus Christus schlechthin nur priesterlich vermittelbare Gotteserfahrung angewiesen ist, kommt es in der postmodernen

Wirklichkeit (wie schon immer) darauf an, neben der amtspriesterlichen insbesondere die taufpriesterliche Kompetenz der Getauften zu vertiefen. Die Kompetenz einer Taufpriester/in aber besteht darin, aus der von Gott gnadenhaft geschenkten (!) gestalterischen Differenzkompetenz des Glaubens heraus, zunächst in jedem „ZeitOrt“ den Kairos und den Topos einer möglichen Gotteserfahrung erkennen zu können. Dann aber gilt es diesen so erkannten „Zeit-Ort“ im GottFeiern zum Ereignis-Ort der „wirksamen Wirklichkeit Gott“ werden zu lassen, die wiederum dieses GottFeiern evoziert, ermöglicht und trägt. Weil die Taufpriesterin und der Taufpriester wiederum kraft seiner gestalterischen Differenzkompetenz des GottFeierns weiß, dass es für den christlichen Glauben nie „selbstverständliche Zeiten“ gegeben hat, kann er gerade in den „unselbstverständlichen“ Zeiten der Postmoderne Gottes aktuelles Angebot für das Leben erkennen, weil es beides immer nur im Heute gibt: Gottes Angebot und das menschliche Leben.

Dr. Thomas P. Föbel lehrt Fundamentaltheologie als Privatdozent an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn und am Studienhaus St. Lambert in Lantershofen.

¹ Vgl. Lyotard, Jean-François, Randbemerkungen zu den Erzählungen. In: Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart. Stuttgart 1990 u.ä., 49–53, 49

² Zum Begriff 'unselbstverständlich' vgl. HOFF, Gregor Maria, Religionsunterricht zur Unzeit? Fundamentaltheologische Gedanken zur Unselbstverständlichkeit Gottes, In: Verburg, Winfried, Hg., Anknüpfungspunkte?! Schülerreligiositäten als Potenzial religiöser Bildung, München 2018, 39–50.

³ Karl Rahner nennt diese Grunderfahrung des Menschen die „transzendente Erfahrung“. Vgl. Rahner, Karl, Grundkurs des Glaubens. Einführung in den Begriff des Christentums. Freiburg i. Br. u.ä. 1976, 61–76. Dazu FÖBEL, Thomas P., Karl Rahner – Grundlegende Aspekte und Dimensionen einer großen Theologie. I. Teil. Bonn 2017. [frei abrufbar unter: <http://hdl.handle.net/20.500.11811/1010.1>]

⁴ Vgl. LG 10; 31. PO 12. PC 5. Vgl. FÖBEL, Thomas P., Christlicher Glaube als bestimmter Umgang mit Endlichkeit und sein positiver Beitrag für das Gelingen von Gesellschaft und Kultur in Pluralität und Freiheit – erste Skizze zu einer kompetenzorientierten Fundamentaltheologie in der Post-Moderne. Bonn 2019. [Zitierfähig abrufbar unter: <http://hdl.handle.net/20.500.11811/1290.1>]

⁵ Vgl. der Hinweis auf die „participatio actiosa“ (SC 21).

⁶ Vgl. zum folgenden FÖBEL, Thomas P., „Offenbare Auferstehung“ – Eine Studie zur Auferstehung Jesu Christi in offenerbarungs-theologischer Perspektive. Paderborn 2018, 272–362.

⁷ Vgl. DV 8.

⁸ „Aufgenommen in das Volk Gottes wirst du nun mit dem heiligen Chrisam gesalbt, damit du für immer ein Glied Christi bleibst, der Priester, König und Prophet ist in Ewigkeit.“ (Die Feier der Kindertaufe in den Bistümern des deutschen Sprachgebietes. Freiburg i. Br. u.ä. 2018, 24.)